



## Die Bonmots der Silvia Bovenschen

Wissenschaft ist, wenn man auf ein Ziel hinarbeitet und auf dem Weg dorthin noch ein paar Leute niedermetzt. Essayistik besticht durch Ergebnisoffenheit. Und ein Roman, den ersten schrieb Silvia Bovenschen im einundsiebzigsten Alter von vierundsechzig Jahren, ein Roman „es ist doch ... es ist doch ... ich weiß es doch auch nicht“. Bovenschens letztem Romanhelden jedenfalls war im Leben offenbar genauso wenig zu helfen wie dem guten Kleist, von dem sich augenblicklich viele fragen, ob ihm nicht doch irgendwie zu helfen gewesen wäre. Solcherlei Mutterinstinkte wurden auch während der neuen literarischen Soiree des Deutschen Theaters in Berlin geweckt, obwohl die Gastgeberinnen Hilal Sezgin und Veronika Peters um die Gnade dieses Mannes moderierten.

Silvia Bovenschen gab nur so viel über ihre rüdig Romanfigur preis: Georg Laub ist ein noch am Scheitern Scheiternder. Kein echter Kleist, aber doch ein zerzauster Schriftsteller, der ein seltsames Programm der „Verkarung“ absolviert. Sein „Rühmlein“ als Schriftsteller habe sich verflüchtigt, verriet die Autorin. Vielleicht hatte sie sich das „Diminutive“ von Sibylle Lewitscharoff abgeschaut. Vielleicht aber auch nur der deutschen Sprache, die sie so begeisterungswürdig gut beherrscht – vom hohen Ton bis tief unter den Stammis, an dem sie einen Riesen vermuten lässt, die Welt sei nur ein „Geschwür am Arsch eines Riesen“.

„Armselige Vernunftidioten“ wie Georg Laub sind wir allemal, zu glauben, mit Bovenschen ließe sich leichte Meinungsbeute machen. Die Publizistin Hilal Sezgin attestierte ihrer ehemaligen Professorin auf geradezu dogmatische Weise, undogmatisch zu sein. Die gesamte Gesprächssituation im kühn modernisierten Rangfoyer des Deutschen Theaters kann also als gelungen hakelig bezeichnet werden. So stritt man beherzt über die Frage, ob Viren zu den Tierarten zu zählen seien, was Bovenschen in einer feinsinnigen Mensch-Filzlaus-Analogie leichthin behauptet hatte. Sezgin, von der bekannt ist, dass sie seit Jahren unter Schafen lebt, plädierte für Bakterien!

Der leicht glamourösen Autorin (ein rauchender „Anti-Tiger“?) gefiel es sichtlich, ein bisschen durchgeschüttelt zu werden. Entsprechend hatte der Abend besonders im zweiten Akt etwas angenehmes Erratisches. Verhandelt wurden Biographismus, Vegetarismus und Feminismus. Der Vorteil an mittelalterlicher Literatur: „Man weiß einfach nicht, wer Wolfram von Eschenbach war, folglich weiß man nicht, was er für ein Verhältnis zu seiner Mutter hatte.“ Das Ernährungsthema ließ sich in der Anekdote über ein exorzistisches Grillfest verdichten. Und das deutsche Reproduktionsproblem wurde erst in die Petrischale, dann in die Hand von flexibilisierungswilligen Arbeitgebern verlegt. Und der Feminismus selbst? Ein Schluckauf-Phänomen! Es sei erstaunlich, wie wenig das Andenken an seine frühen Heldinnen Olympe de Gouges oder Hedwig Dohm (die Oma der „blöden Katia Mann“) heute gepflegt werde. „Es wird einfach nicht tradiert.“

Deshalb tradieren wir hier jetzt ein von Bovenschen plaziertes Bonmot zur Pornographie-Debatte: „Streichelt ein Mann eine Frau mit einer Feder, ist das Erotik. Wenn das ganze Huhn mit dranhängt, Pornographie.“ Da lachten am Ende sogar die Viren.

KATHARINA TEUTSCH

## Kritik in Kürze

### Musils Futterplätze

Musils „Mann ohne Eigenschaften“ spielt zwar in der „Reichshaupt- und Residenzstadt Wien“ – doch erfährt der Leser gleich zu Beginn, dass konkrete Orte in der Moderne bedeutungslos geworden sind: „Die Überschätzung der Frage, wo man sich befindet, stammt aus der Hordezeit, wo man sich die Futterplätze merken musste.“ Freilich genügt der Hinweis auf die Ironie dieses Romans, um zu wissen, dass dies nur die halbe Wahrheit ist. Seit Karl Corinos Musil-Biographie ist bekannt, wie sehr sich die Texte dieses Autors der Realität bedienten. Die Spannung zwischen Realität und Fiktion, sei es durch Verfremdung oder Überblendung realer Orte als Modelle, lässt sich erst ausloten, wenn man die Vorlagen kennt. Nanao Hayasaka erforscht seit Jahrzehnten die Erinnerungsorte, Schauplätze und Lebensumstände des österreichischen Romanciers. Jetzt hat der japanische Germanist die Ergebnisse seiner Recherchen vorgelegt – mit vielen Fotos, Karten und Grundrissen eine Fundgrube nicht nur für Musilianer. (Nanao Hayasaka: „Robert Musil und der genius loci“. Die Lebensumstände des „Mannes ohne Eigenschaften“. Verlag Wilhelm Fink, München 2011. 416 S., 49,90 €.) O.P.

## Literatur



Zwang der Politik und Zwang zur Politik: Thomas Mann in Pacific Palisades im Jahr 1951

Foto Keystone/Thomas Mann Archiv/Hubmann

## Sein langer Weg nach Westen

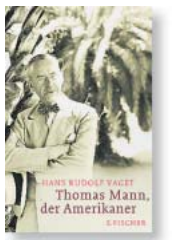
Hätten die Deutschen früher auf ihn gehört: Hans Rudolf Veget porträtiert Thomas Mann als guten Amerikaner und Demokraten, von dem sich heute noch lernen lässt.

Wie hatte man das nur vergessen können: Thomas Mann war ja Amerikaner! Eingewandert 1938, eingebürgert 1944, allerdings 1952 auch wieder hinausgeekelt von der anti-kommunistischen Hysterie, starb er 1955 auch und trotzdem als solcher. Und es kommt einem angesichts der sich büchstlich um alles und jedes kümmernden Forschung fast unglaublich vor, dass es eine zusammenfassende, das Material sichtende Darstellung dieser geistig-schriftstellerischen und politisch-gesellschaftlichen Existenz unter dem amerikanischen Aspekt, eine Amerika-Monographie also über Thomas Mann, nicht gab.

Wer wäre dazu berufen als Hans Rudolf Veget, der emeritierte, aber unermüdlich tätige Germanistikprofessor aus Northampton, Massachusetts, der dafür schon durch die Herausgabe und Kommentierung des Briefwechsels mit der amerikanischen Gönnerin und Freundin (manchmal auch Feindin) Agnes E. Meyer bestens präpariert war? Dieser gewichtige Band kommt dem vorliegenden in vieler Hinsicht zugute.

Die zwanzig Jahre, die dazwischenliegen, hat Veget dazu genutzt, besonders den „Politiker“ Thomas Mann scharf ins Visier zu nehmen und ihn abzulösen einerseits vom Image des reaktionär-undemokratischen und auch so gebliebenen Verfassers der „Betrachtungen eines Unpolitischen“, andererseits vom Verdikt der Unwissenheit und Unzurechnungsfähigkeit, das Joachim Fest, ehemaliger Herausgeber dieser Zeitung, so wirkungsvoll ausgesprochen hat. Die zumeist auf Tagungen verstreuten und auch von dieser Zeitung verfolgten Beiträge (zuletzt F.A.Z. vom 30. April 2010) laufen darauf hinaus, dass der Verfasser des „Doktor Faustus“ mit kulturell-historischer Tiefenschärfe Einsichten in die nationalsozialistische Herrschaft mit allen ihren Folgen geäußert hat, die vor allem im unmittelbaren Nachkriegsdeutschland verunglimpft und eigentlich erst in jüngerer Zeit akzeptiert worden seien: Der Nationalsozialismus war kein „Betriebsunfall“, sondern hat tiefe, auch kulturelle und mentalitätsgeschichtliche Wurzeln; und der Holocaust ist so einzigartig wie unsöhnbar.

Diese und weitere Grundüberzeugungen stellt Veget nun ans Ende seines Buchs, dessen Titel an den heute noch le-



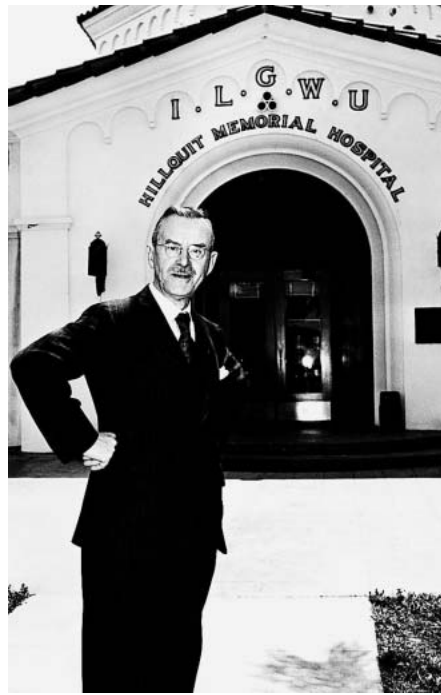
Hans Rudolf Veget: „Thomas Mann, der Amerikaner“. Leben und Werk im amerikanischen Exil 1938-1952.

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2011. 586 S., geb., 24,95 €.

seinswerten Thomas-Mann-Klassiker von Erich Heller, „Der ironische Deutsche“, erinnert. Aber „Thomas Mann, der Amerikaner“ kennt keine Ironie mehr; sie geht irgendwo verloren. Mit ihr wäre Veget wohl auch kaum vorgezungen zu dem bemerkenswerten und in dieser Klarheit noch nirgends zu lesenden Befund einer Katalysatorfunktion, die er dem Exilierten am Ende zuschreibt und die dem gerade auf ihn so oft angewandten Begriff eines Praeceptor Germaniae eine neue, ungleich brisantere Bedeutung ver-

leiht: „Hätte die politische Kultur Nachkriegsdeutschlands die Reife, die man ihr heute gerne bescheinigt, zügiger erzielt, wenn man den politischen Thomas Mann nicht abgelehnt, sondern auf ihn gehört und seine Einsichten beherzigt hätte? Wäre der politische Reifeprozess weniger stotternd vorangekommen und hätte nicht immer wieder von außen induziert werden müssen, wenn die Vergangenheitspolitik der Nachkriegsjahre sich weniger exkulpatorisch und ein wenig schonungsloser gestaltet hätte? Vieles spricht dafür.“

Der langsame Denker, als den Thomas Mann sich sah, macht den Deutschen politische Beine und liefert mit dem „Doktor Faustus“ und dessen publizistischen Ablegern schon pünktlich zum Kriegsende gewissermaßen eine Blaupause, die heute noch oder erst durchschimmert durch die Manuskripte von Gedenktagsreden – wer hätte das gedacht! Thomas Mann konnte dies aber, so gibt Veget sich überzeugt, nur von Amerika aus leisten und musste dafür jeden ironischen, metaphysisch beglaubigten Vorbehalt, jedes Schwanken seiner Positionen, das ihn so vieldeutig und auch deswegen bis heute so strapazierfähig



In Duarte, Kalifornien, 1942

Foto Ullstein

macht, aufgeben. Die Formel dafür lautet: Zwang der Politik und Zwang zur Politik. Was diesen Zwang auslöste, ist ebenso bekannt wie die erbitterte Auseinandersetzung nach 1945 mit der sogenannten Inneren Emigration von Frank Thiele, Walter von Molo und anderen. Entscheidend ist und von Veget scharf herausgearbeitet wird, dass die Ressentiments gegen Thomas Mann hauptsächlich dem Amerikaner galten, einem außen Gebliebenen, der eigentlich gar nicht mitreden könne. Veget dreht den Spieß um und findet ein weiteres Bild für das Forcierte, das Thomas Manns politischem Entwicklungsprozess schon rein umständehalber anhaftet: die „Überholspur der deutschen Geschichte, die nur Exilanten offenstand. Auf dieser Überholspur gewann Thomas Mann in den Jahren des amerikanischen Exils einen Vorsprung an historischer und politischer Erkenntnis, die sich in einer von keiner falschen Vaterlandsliebe vernebelten Außenperspektive auf Deutschland kundtat und die die Daheimgebliebenen weder anerkennen konnten noch wollten.“ In dieser Deutung hat die Selbstauskunft vom „Wanderprediger“ der Demokratie, mit der Thomas Mann seine Hitler- und eben auch Deutschland-Gegnerschaft hinterher etwas relativierte, naturgemäß keinen Platz. Veget führt den Leser am Gängelband der Eindeutigkeit und Entschlossenheit – Eigenschaften,

die Thomas Mann in den moralisch guten Jahren seiner Exilzeit zweifellos zeigte.

Aber was ist mit dem Logenplatz unter Palmen, wo Kritiker ihn bis heute unzurechnungsfähig politisch räsonieren sehen? Auch aus dieser Ecke holt Veget ihn heraus, um ihm auf allen Stationen seines amerikanischen Daseins zu folgen: die von Missverständnissen geprägte Zeit in Princeton und an der Washingtoner Kongressbibliothek über die Umsiedlung nach Pacific Palisades bis hin zu der von wachsender Verunsicherung und Ernüchterung über die politische Entwicklung auf beiden Seiten des Atlantiks geprägte unmittelbare Nachkriegszeit. Was dabei die mit imponierender Akribie nachgezeichneten Vortragsrouten durchs ganze Land betrifft, so müsste man vielleicht nicht immer so genau wissen, bei welcher Gelegenheit Thomas Mann Smoking oder Universtitätstar trug und in welchem Hotel er anschließend untergebracht war.

Doch die Detailfülle trägt mit zur Verlebendigung eines – und daran kann nach Lektüre dieses Buches nicht mehr der geringste Zweifel bestehen – in vielerlei Hinsicht wichtigen biographischen Abschnitts bei, den wir bisher nur von der Papierform her kannten. Veget orientiert sich bei seiner Darstellung nicht nur an den für Thomas Mann so entscheidenden Figuren – Agnes E. Meyer natürlich, die so großzügige wie anstrengende republikanische Verlegerstatterin; und Präsident Roosevelt, mit dessen Tod 1945 Thomas Mann sich in seiner amerikanischen Haut plötzlich unwohl zu fühlen begann –, er wirft auch erhellende Schlaglichter auf das Verhältnis zur übrigen Hollywood-Prominenz, die Thomas Mann so fasziniert wie gering-schätzig „Movie-Gesinde!“ nannte, und präzisiert die Bredouille, in die der Schriftsteller mit seiner berühmten Diagnose vom Antikommunismus als der „Grundtorheit“ der Epoche geradezu zwangsläufig kam: Thomas Mann litt unter der allgemeinen Gesinnungsschnüffelei, aber ein Opfer des FBI war er (doch) nicht, wie er eben auch nicht vor den Ausschuss für un-amerikanische Umtriebe zitiert wurde.

Behutsam Abwägendes teilt Veget besonders über die Deutschland-Kritik mit, deren Schärfe und Ambivalenz sich nicht nur der Auseinandersetzung mit Sebastian Haffners „Germany: Jekyll and Hyde“ verdankte, sondern auch dem sogenannten Vansittartismus, einer ebenfalls deutschlandkritischen, von Hellsicht getragenen, aber auch mit Unterstellungen arbeitenden Geisteshaltung, die auf den britischen Diplomaten Robert Gilbert Vansittart zurückgeht.

Jede Untersuchung von Thomas Manns Amerika-Verhältnis hat sich zwischen zwei Polen zu positionieren: dem Stoßseuffer „Wäre ich doch nur in die angelsächsische Kultur hineingeboren!“ und den zweifellos von Anfang an vorhandenen Vorbehalten des im Grunde doch nur auf Fortschreiben seines literarischen Werks bedachten Alt-Europäers, der jeden Vortrag und überhaupt jede gesellschaftliche Ablenkung mit dem schlechten Gewissen dessen absolvierte, der glaubte, eigentlich Wichtigeres zu tun zu haben. Man sehe sich noch einmal den jungen Amerikaner Ken Keaton aus der „Betrogenen“ an, dann weiß man Bescheid.

Aber es bleibt dabei: Thomas Mann fand zu verantwortungsvollen, zutiefst humanen politischen Anschauungen, deren letzte Echtheit man freilich auf sich beruhen lassen sollte, indem er in den Westen ging. Es ist Hans Rudolf Vegets großes Verdienst, dass er diesen langen Weg als so intimer wie scharfsinniger Begleiter mitgeht. Seine gelegentlich etwas zu optimistische Einschätzung vom Eintauchen in die amerikanische Kultur und Demokratie mag sich dem Geist auch seines Heimatlandes verdanken. Um diese erste systematische Darstellung des bisher so unterschätzten Komplexes wird man jedenfalls nicht mehr herumkommen. EDO REENTS

## Schallplatten und Phone

### Lehrer und Schüler

Gebratener Schwan, ohne Orchester: Carl Orffs „Carmina Burana“ in der kongenialen Klavierfassung von Wilhelm Killmayer.

In deutschsprachigen Landen gibt es wohl kaum ein mehrsprachiges Theater, das Carl Orffs „Carmina Burana“ noch nicht aufgeführt hat. Und auch viele Orchester schrieben, ohne szenische Zutaten, mit an der unendlichen Erfolgsgeschichte dieses 1937 an der Frankfurter Oper uraufgeführten Werks, in jüngerer Zeit sogar Sir Simon Rattle mit den Berliner Philharmonikern. Wichtiger aber als ein großer Apparat sind für eine adäquate Darstellung dieses Werks klare Strukturen, präziser Ausdruck und be-



Carl Orff: Carmina Burana. Lenneke Ruiten, Christoph Genz, Stephan Genz, Grauschumacher Piano Duo, SWR Vokalensemble, Rupert Huber.

Hänssler CD 93280 (Naxos)

sonders eine im Rhythmischen unerbittliche Energieentfaltung bei gleichzeitig großer Elastizität.

Diese Anforderungen erfüllt geradezu perfekt eine Neueinspielung der „Carmina Burana“ mit dem SWR Vokalensemble Stuttgart unter Leitung von Rupert Huber. Das Ungewöhnliche dieser Darbietung besteht darin, dass hier zwei Klaviere sowie die originale Schlagwerkbesetzung den Orchesterpart übernehmen: kein Verstoß gegen die Intentionen des Komponisten! Orff selbst hatte anno 1956 einem seiner Schüler den Auftrag für diese Bearbeitung erteilt. Dessen Name: Wilhelm Killmayer. Wie Orff ist auch Killmayer ein Bayer, der schon damals ein geradezu unheimlich genaues Gespür für das

Orffsche Komponieren besaß. Die Absichten bei der Klavierfassung waren zunächst allerdings eher praktischer Natur: Orff dachte an Aufführungen in Schulen und anderen pädagogischen Institutionen, um weiteren Kreisen die Beschäftigung mit den „Carmina Burana“ zu ermöglichen.

Wilhelm Killmayers kongeniale Fassung für zwei Klaviere sowie den unveränderten Chor- und Schlagwerksatz bedeutet dabei keine Reduktion der äußeren Mittel, vielmehr schuf er mit seiner Fassung gleichsam eine zweite „Carmina Burana“, komponiert von Orff und Killmayer. In dieser Gestalt sind die „Cantiones profanae cantoribus et choris comitandibus instrumentis atque imaginibus magicis“ (so der Untertitel für das einstündige Werk) ein „gefundenes orffisches Fressen“ für das einmal mehr grandios auftrumpfende SWR Vokalensemble, assistiert vom nicht minder kompetenten Grauschumacher Piano Duo, den virtuosens Perkusionisten Norbert Schmitt, Christoph Wiedmann, Markus Fischer, Jakob Eschenburg und Frank Behle sowie den drei Gesangsolisten, die ihre Partien mit den vielfach wechselnden Ausdrucksformen und gestischen Charakteristika tonschön, expressiv oder auch, etwa im Stück vom „Gebratenen Schwan“, satirisch überdreht gestalten: Lenneke Ruiten mit zauberhaft leicht schwebenden Sopranlinien, Christoph Genz mit geschmeidigem Tenor, Stephan Genz mit vielbeschäftigtem, markantem Bariton. Den Kinderchor der Stuttgarter Staatsoper studierte Johannes Knecht ein. Rupert Hubers Darstellung rückt mit diesen ausgewählten Interpreten die Vorzüge der Orff-Killmayer-„Carmina Burana“ ins hellste Licht: durchsichtige kompositorische Strukturen, raffinierte rhythmische Entfaltungen mit Steigerungen bis ins Ekstatische, metrische Energien und atmende melodische Lineaments. Und das alles in wunderbarer Transparenz. Für das von personellen Schrumpfungen bedrohte SWR Vokalensemble mag diese Aufnahme als ein weiteres schlagendes Argument gegen die Sparkommissare im eigenen Hause dienen. Dieser Chor ist einmalig, er ist unverzichtbar für das Musikleben im Land. GERHARD ROHDE



Wilhelm Killmayer schreibt Musik, die aus der Zeit gefallen ist.

Foto Charlotte Oswald

## Wie die Luft zum Atmen

Romanzen von Schumann und Killmayer

Tonleiter rauf, Tonleiter runter, pures Dur. So lieb klingt das, nach heißem Kakao und Marshmallows und erster Klavierstunde. Kommt ein vertrottetes Echo dazu, stottert hinterdrein, nur einzelne Töne kriegen zufällig etwas ab davon, vom Cello werden die Klänge schatten hängekleckst. Dann, bei der Wiederholung, verdichtet sich die Musik, Cello und Klavier umgarnen einander virtuosentrunken in Achtelkettengirlanden, Dinge erwarten wir uns die herrlichsten Schemata, da schlägt ein Clusterakkord dazwischen, drei scharfe Pizzikatohebe, erschrecktes Verstummen. Einzelne Stimmen dieseln noch nach. Ankniff ganz oben, auf einem himmelblauen Flageolet-Ton. Und Schluss. Nicht einmal drei

Minuten dauert dieses Gedicht in Tönen, eine Liebesgabe fürs Kind im Erwachsenen, heißt: „Im Schumann-Ton“.

Insgesamt fünf dieser Stilkopien für Cello und Klavier hat Wilhelm Killmayer 1989 komponiert und unter dem Titel „Romanzen“ veröffentlicht, schrieb dann später als Fortsetzung acht Bagatellen. Sind aber wahrlich keine Kleinigkeiten, vielmehr eine wie die andere schwer zu spielen, um so leichter anzuhören, schön fremd, wundersam vertraut.

Der junge Cellist Nicolas Altstaedt hat jetzt, zusammen mit dem Pianisten José Gallardo, die Ersteinstrumente dieser Killmayer-Preziosen besorgt und sie sinnvollerweise mit späten Stücken von Robert Schumann kombiniert. Sie spielen das poetisch und punktgenau, und Altstaedt, der demnächst das Lockenhaus-Festival übernimmt, hat eine Hymne auf Killmayer verfasst für das Beifeld, darin heißt es: „Seine Musik ist für mich wie die Luft zum Atmen. Sie ist frei von Zwängen, Vorgesprochenem, Konstruiertem und Vorhersehbarem.“ Wie eine Handvoll Federn fliegen die Töne durch die Luft. „Hey!“, rufen die Musiker dazwischen. ELEONORE BÜNING



Wilhelm Killmayer: Fünf Romanzen, acht Bagatellen, Robert Schumann: Drei Romanzen op. 94, Vier Stücke im Volkston op. 102.

Nicholas Altstaedt, José Gallardo. Genuin GEN 10187 (Codaex)